

werden. Die Herausgeber ziehen Zwischenbilanz, sie werfen die Frage auf, ob nicht die historische Exilforschung (durch die Anwendung der Akkulturationstheorie) für das Verständnis der gegenwärtigen Migrationsproblematik hilfreich sein könnte, wie auch umgekehrt Studien zu Migrationen in unserer Gegenwart (zum Beispiel über interkulturelle Identitäten) für die Lösung von historischen Problemen fruchtbar gemacht werden könnten. Darin liegt wohl ein Schlüssel für die künftige Relevanz einer historischen Exilforschung.

Johannes Feichtinger
(Little Rock, Ark.)

Biographisches Handbuch der deutschsprachigen wirtschaftswissenschaftlichen Emigration nach 1933, herausgegeben von Harald Hagemann und Claus-Dieter Krohn. 2 Bände. München: K.G. Saur 1999, 773 Seiten. DM 498,00,- / ATS 3635,00,- / sfr 443,00,-. ISBN 3-598-11284-x.

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) förderte in den 1980er-Jahren – in Anerkennung und als Folge des mittlerweile berühmten Röder / Straussschen Emigrationshandbuchs – mehrere Projekte zur Erforschung der wissenschaftlichen Emigration; darunter auch eines, das sich mit den Nationalökonominnen beschäftigten sollte. Unter der Federführung der beiden Herausgeber des hier vorzustellenden Werks entstanden Anfang der 1990er-Jahre zwei ‚graue‘ Veröffentlichungen mit biografischen Porträts. Die erweiterte und vervollständigte Ausgabe liegt nunmehr vor. Sie enthält kürzere oder längere biografische und werkgeschichtliche Artikel zu 307 Ökonomen und 21 Ökonominen. Die Zähigkeit der beiden Projektleiter ist zu rühmen, und die Bereitschaft der fördernden Institution, diesem Vorhaben nicht vorzeitig ein Ende zu bereiten, erwähnenswert.

Dieses Werk wird in den kommenden Jahren zum unverzichtbaren Nachschlagewerk für jene werden, die die wissenschaftliche Emigration erforschen. Zu hoffen ist, dass es auch von jenen Sozialwissenschaftlern zur Kenntnis genommen wird, die sich sonst wenig oder gar nicht für dieses Thema interessieren. Der stattliche Preis sollte niemanden vom Kauf abhalten; er ist mehr als gerechtfertigt. Für 3.600 Schilling bekommt man nicht nur zwei vorzüglich ausgestattete und gediegen hergestellte Bände, sondern ein biografisches Lesebuch nicht nur der Dogmengeschichte, sondern auch der Kultur-, Politik- und Sozialgeschichte der Sozialwissenschaften und jenes Teils ihres Personals, der in den 1930er-Jahren Zentraleuropa verließ.

Die Einleitung der beiden Herausgeber, „Emigration der Wirtschaftswissenschaften“, fasst auf 36 Seiten den Stand der Forschung, zu dem die Ver-

fasser wesentliche Beiträge leisteten, präzise zusammen. Gerade deswegen irritiert die Überschrift. Die Wirtschaftswissenschaften sollen emigriert sein? Wohl kaum. Gerade im Fall der Nationalökonomie lässt sich nicht behaupten, dass die erzwungene und die freiwillige Auswanderung einer großen Zahl ihrer universitär verankerten Repräsentanten und etlicher Jüngerer, denen universitäre Karrieren nach Abschluss ihres Studiums verwehrt wurden, zur Eliminierung der Disziplin oder auch nur eines ihrer Teilbereiche geführt hätte.

Letzteres impliziert zwei – zugegeben bestreitbare – Behauptungen: dass es, erstens, in der Zwischenkriegszeit keine marxistische Ökonomie als autonomes, diskursives Feld gegeben habe, weder in Deutschland noch in Österreich; die an Marx orientierten Ökonomen sind allerdings die einzigen, die unter den Nazis keine Nachfolger fanden. Und zweitens, dass die so genannten „neuklassischen“ Ökonomen (Hagemann und Krohn übernehmen diese Bezeichnung von anderen Ökonomiehistorikern) keine eigene Forschungsrichtung verkörperten, sondern wirtschaftspolitisch zu den Interventionisten und wirtschaftstheoretisch zum breit gefächerten ‚mainstream‘ gehörten (der außerhalb Deutschlands und seiner dominanten historischen Schule wohl etabliert war) und die mit den Frankfurter, Heidelberger und Kieler Ökonomen im intellektuellen Austausch standen, bevor nach 1933 deren eine Hälfte zum Verlassen des Landes gezwungen wurde. Der Hinweis der Herausgeber, dass an den drei genannten Universitäten 40, 63 beziehungsweise 50 Prozent der nationalökonomischen Universitätslehrer entlassen wurden, bedeutet ja im Umkehrschluss, dass die andere Hälfte im Amt verblieb. Es gibt keine Hinweise, dass die Verbliebenen alle zur Gruppe der völkischen Ökonomen gehörten. Mit anderen Worten, alle nationalökonomischen Schulen und Forschungsfelder fanden auch unter den Nazis eine Fortsetzung. Nur das intellektuelle Niveau, die sozialmoralische Ausrichtung und die politische Einbindung waren anders.

Hagemann und Krohn wissen das durchaus, wie man an ihren Ausführungen über die Kriterien der Aufnahme in das Handbuch sehen kann. Nach ihrer Zählung gingen nach 1933 im „deutschsprachigen Raum“ 148 Ökonomen ihren Universitätspositionen verlustig, wovon 122 (oder 82 Prozent) emigrierten. Die Entlassungsraten divergieren zwischen den Universitäten sehr stark (siehe oben), und personell ähnlich ausgestattete nationalökonomische Institute wie die der Universitäten Berlin, München, Freiburg und Tübingen weisen keine oder weniger als ein Viertel an Entlassenen auf. Auch die Zahl der Emigranten variiert zwischen den genannten Universitäten. Gegen Hagemann und Krohn will ich darauf beharren, dass von den Nazis Juden und politische Gegner entlassen wur-

den, nicht aber wissenschaftliche Schulen, auch wenn zwischen den Merkmalen der Personen und dem, was sie theoretisch oder praktisch in ihrer Disziplin vertraten, eine Korrelation besteht.

Auch hinsichtlich des Prozentwerts der Emigranten bin ich skeptisch, der mit 87 Prozent angegeben wird, weil zu den von Universitäten Entlassenen und Emigrierten weitere 99 Personen hinzugezählt wurden, die vor ihrer Exilierung in privaten Forschungseinrichtungen, in der Bürokratie oder der Presse gearbeitet haben oder gerade ein Studium beendeten. (Weitere 75 Personen aus der so genannten zweiten Generation komplettieren das Sample auf die stolze Zahl von 328 biografischen Einträgen in diesem Handbuch).

Man sollte all die Zahlen und Prozente nur als Näherungswerte nehmen, um ein Bild der Auswirkungen der Politik der Nazis zeichnen zu können, sie aber nicht als vollständige Zählungen der Entlassenen und Vertriebenen missverstehen, weil man beim Durchblättern von fremdsprachigen Nachschlagewerken und in Archiven immer noch und immer wieder auf neue Namen stoßen wird. Das ist auch der Grund, warum es während der doch ziemlich langen Entstehungsgeschichte dieses Nachschlagewerks erwägenswert gewesen wäre, von einer herkömmlichen Veröffentlichung abzusehen und statt dessen daraus ein permanentes virtuelles work-in-progress zu machen.

Schließlich ist die Betonung des Zusammenhangs von Entlassung und Emigration für das Phänomen der Wissenschaftsmigration zu eng. Herausgeber und Beiträger diskutieren an einigen Fällen das Problem der „freiwilligen“ Emigration; konzeptionell wurde dem aber nicht Rechnung getragen, obwohl klar sein sollte, dass einige der führenden Ökonomen unabhängig von der Nazidiktatur jedenfalls ausgewandert wären. Das gilt beispielsweise für die vielen Österreicher allein schon deswegen, weil die Zahl der Stellen nicht ausgereicht hätte.

Die Herausgeber haben sich in vorbildlicher Weise darum bemüht, ihren Nachbarn im Süden Arbeit abzunehmen. Die Zahl der österreichischen Ökonomen, die Berücksichtigung fanden, ist in mehrfacher Weise bemerkenswert. Zuerst einmal ist aner kennenswert, dass mehr als ein paar Alibis einbezogen wurden; das ist bekanntlich bei deutschen Unternehmen, die sich meist auch nicht der Mühe unterziehen, das schwerfällige aber korrekte ‚deutschsprachig‘ als Adjektiv zu verwenden, nicht immer der Fall. Oft genug begnügen sich Deutsche biografische Nachschlagewerke mit den paar leicht recherchierbaren Österreichern. Diese (richtiger: deren Nachfahren) wiederum haben offenkundig weder Geld noch Geist. Ersteres stimmt trotz gegenteiliger Behauptungen aus dem politisch reaktionären und ansonsten bloß neidischen Eck der alpenländischen Wissenschaftlergemein-

de für die gesamte Förderung der Emigrations- und Exilforschung in Österreich. Zweiteres trifft leider auf einige der von Österreichern verfassten Beiträge zu. Natürlich nicht auf Kurt Rothschilds souveränes Porträt Adolf Kozliks, auch nicht auf Günther Chaloupeks korrekte Artikel über seine Arbeiterkammer-Kollegen Eduard März und Theodor Prager – und selbstverständlich gilt das auch nicht für Arbeiten deutscher akademischer Gastarbeiter in Österreich, wie Heinz Kurz über Karl Menger, Josef Steindl und Abraham Wald oder Christian Gehrke über Ludwig M. Lachmann. Wohl aber stimmt das bei Texten, deren Verfasser am WIFO oder der Universität Wien beschäftigt sind. Besonders augenfällig ist die stilistische Unzulänglichkeit (was man, ohne Anhänger von Karl Kraus sein zu müssen, auch als sachliche Schwäche identifizieren kann) im Fall des von Felix Butschek verfassten Artikels über Friedrich O. Hertz, wo es heisst, dass dieser in seinen *Studien [d.s. Moderne Rassentheorien, Rasse und Kultur, C.F.] eine Position vertrat, die der aufkommenden nationalsozialistischen Rassenlehre äußerst kritisch gegenüberstand* (Seite 257).

28 Prozent der 328 Ökonomen sind in der einen oder anderen Hinsicht Österreicher gewesen, das heißt sie sind hier geboren oder haben hier für kürzer oder länger gelebt. Dieser Wert reduziert sich nur ein wenig, wenn man lediglich die Promotionsorte der Exilanten auswertet, wie das von den Herausgebern in der Einleitung getan wurde: 23 Prozent der promovierten späteren Exilanten erwarben ihr Doktorat an der Universität Wien (eine weitere Promotion erfolgte in Innsbruck). Das Verhältnis von Österreichern zu Deutschen von 1:2,3 ist umso spektakulärer, wenn man es in einen breiteren Vergleich einbettet. Um 1930 lauteten die Verhältniszahlen bei Studenten 1:6,6, bei allen Universitätslehrern aller Fakultäten 1:3,3; nur die Relation unter den von der Rockefeller Foundation für Stipendien ausgewählten deutschsprachigen Sozialwissenschaftlern war vor Beginn der Zweiten Weltkriegs mit dem obigen Wert vergleichbar (1:2,5). Es ist hier nicht der Ort, um mögliche Erklärungen für diese Überproduktion von später exilierten Wirtschaftswissenschaftlern zu diskutieren. (Hagemann und Krohn deuten eine Erklärung mehr an, als dass sie diese argumentieren, wenn sie darauf hinweisen, dass viele der in Wien promovierten aus den Ländern der ehemaligen Monarchie gebürtig waren.) Die schiere Zahl – und der bedauerenswerte Zustand österreichischer wissenschaftsgeschichtlicher Forschung – können aber vielleicht erklären, warum die Beiträge über diese Gruppe qualitativ denen über ihre (reichs-)deutschen Kollegen nachhinken. Warum sollten auch Deutsche genötigt sein, über ihre Nachbarn im Detail zutreffende biografische Artikel zu verfassen? Dass so die Leser zum Beispiel über Otto Neurath und Felix Kaufmann nur unzulänglich informiert werden und sich über Karl Grünberg (im

Artikel über seinen Sohn Emile, aber nicht in dem über ihn) die unzutreffende Behauptung findet, er sei von der Gestapo ermordet worden, muss wohl hingenommen werden. Im Fall Kaufmanns stellt sich allerdings die Frage, warum er überhaupt aufgenommen wurde – eine Methodologie der Sozialwissenschaften und Gstanzn über Ökonomen machen noch keinen Wirtschaftswissenschaftler. Während die Herausgeber sich über andere Kriterien der Aufnahme ausführlich äußern, schweigen sie darüber, was jemanden zum Wirtschaftswissenschaftler machte. Bei manchen der weniger prominenten Aufgenommenen stellt sich diese Frage mehr mit Bezug auf ihr Œuvre und weniger ihre universitäre Ausbildung, so dass man doch den Eindruck gewinnt, es sei darum gegangen, die Zahl der Aufgenommenen so hoch wie nur möglich werden zu lassen.

In der Einleitung rechtfertigen die beiden Autoren die Bedeutung der emigrierten Ökonomen unter anderem mit dem Hinweis auf Mark Blaug's hundert „Great economists since Keynes“, der nur zehn Deutschsprachige für erwähnenswert fand, die auch alle in diesem Handbuch Aufnahme fanden (in der Tabelle unten kursiv). Falls die Annahme nicht ganz widersinnig ist, die Länge von Artikeln solle auch die sachliche Bedeutung widerspiegeln, gelangt man bei einer einfachen Auszählung (der Zahl der Spalten) zu einer sehr idiosynkratischen Bestenliste.

1. Adolph Lowe	19
2. Eduard Heimann	18
3. Gerhard Colm	17
4. Fritz Neumark	16
Eugen Schmalenbach	
5. Carl Landauer	15
Emil Lederer	
Oskar Morgenstern	
Hans Neisser	
6. Kurt Mandelbaum	13
Fritz Sternberg	
7. Jakob Marschak	12
Wilhelm Röpke	
Paul Rosenstein-Rodan	
8. Friedrich A. Hayek	11
Karl William Kapp	
9. Albert O. Hirschman	10
Fritz Karl Mann	
Ludwig von Mises	9
Frank Hahn	8
Richard A. Musgrave	8
Gottfried Haberler	7
Fritz Machlup	6
Alexander Gerschenkron	4

Das Ergebnis ist eindeutig: Deutsche, ‚Neuklassiker‘ und in den 1970er populär gewordene Wachstumskritiker wie Kapp erhielten mehr Raum als die Wiener Liberalen. Der merkwürdig anmutende deutscher Sonderweg, der sich seit einigen Jahren in dem krampfhaften Versuch von Ökono-

men niederschlägt, irgendeine Variante deutscher historischer Nationalökonomie zu neuem Ruhm zu verhelfen, fand auch in die Rekonstruktion der nationalökonomischen Wissenschaftleremigration Eingang.

Diese Einwände schmälern allerdings nicht den Wert des vorliegenden Handbuchs, zu dem den Herausgebern Hagemann und Krohn, ihren Mitarbeitern und dem Verlag K.G. Saur zu gratulieren ist.

Christian Fleck
(New York)

Reinhard Blomert: Intellektuelle im Aufbruch. Karl Mannheim, Alfred Weber, Norbert Elias und die Heidelberger Sozialwissenschaften der Zwischenkriegszeit. München-Wien: Hanser Verlag 1999, 466 Seiten. DM 49,80,- / ATS 364,00,- / sfr 47,50,-. ISBN 3-446-19756-7.

In dreizehn Kapitel präsentiert Blomert eine Geschichte des „Instituts für Sozial- und Staatswissenschaften“ der Universität Heidelberg. Zwar besteht kein Mangel an biografischen Studien über Heidelberger Sozialwissenschaftler, aber eine Institutsgeschichte fehlt nach Blomerts Meinung. Er verfolgt allerdings zwei weitere Absichten, die zum Teil quer zum historiographisch-institutionellen Bemühen zu liegen kommen. Sie werden im Untertitel angedeutet. Die nicht alphabetisch geordnete Reihung von drei Heidelbergern signalisiert die Intention, diesen mehr Aufmerksamkeit zu widmen, als ihnen in einer institutionellen Betrachtungsweise zukommen würde, und die Heraushebung des Studenten und jungen Doktors Elias macht klar, dass das vorliegende Buch auch ein Beitrag zur akribischen Dokumentation aller Lebensabschnitte dieses Soziologen sein soll. Das geht zu Lasten anderer Heidelberger Sozialwissenschaftler, wie ein Blick in das Personenregister offenbart. Jakob Marschak, Alexander von Schelling, Herbert Sultan, Arthur Salz und andere werden nur en passant erwähnt, Hannah Arendt und Charlotte Lütken gar nicht behandelt. Die Darstellung ist also sehr stark personenzentriert, und die Auswahl der Personen verdankt sich dem Vorhandensein von Archivalien und Nachlässen sowie vor allem dem Interesse des Verfassers.

Kapitel 1 ist mit „institutspolitische Konzeptionen“ überschrieben und stellt die wichtigsten Akteure rund um das 1924 gegründete „InSoSta“ vor, daneben wird ausführlich auf das mit Heidelberg in mehrfacher Weise eng verbundene „Archiv für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik“ eingegangen. Nicht so sehr die Konzeption, die sich kaum von anderen staatswissenschaftlichen Instituten dieser Zeit unterschied, sondern die finanziellen Zuwendungen von Privatpersonen und Stiftungen gaben Heidelberg ein eigenes Profil. Alfred Weber bewies hier großes Talent, was für einen Geheim-

rat eher ungewöhnlich war.

Kapitel 2 zeigt am Beispiel des dem InSoSta angeschlossenen Instituts für Zeitungswesen, aus welchen Quellen eine derartige Forschungs- und Ausbildungseinrichtung finanziert werden konnte und welche Hindernisse dabei zu überwinden waren.

Kapitel 3 „Nationalökonomie und Klassenanalyse“ handelt weniger von den im Titel angesprochenen Themen, sondern berichtet über Alfred Webers Lehrverpflichtung und die wechselnden Hörerzahlen. Seine Lesart von Nationalökonomie wird auf nicht einmal zwei Seiten viel zu kurz und ungenau referiert. Hingegen berichtet der Verfasser ausführlich über eine 1930 veröffentlichte Dissertation einer danach nicht mehr hervorgetretenen Studentin, die sich mit der *mathematischen Schule* der Nationalökonomie auseinandergesetzt habe. Ebenfalls auf zwei Seiten wird Emil Lederer, *ohne Frage der wichtigste Vertreter der Nationalökonomie am InSoSta* (Seite 59), abgehandelt. Man erfährt hier mehr über *seine Fähigkeit, auch über politische Gräben hinweg Freundschaften zu halten* (Seite 60), als über sein Profil als Sozialökonom. Den Rest dieses Abschnitts bildet eine *erratische* Behandlung von Alfred Webers Bürokratiekritik und die vermutete Lektüre eines diesbezüglichen Artikels durch Franz Kafka.

Befriedigender ist das folgende Kapitel über Angestellte, das Lederers Beiträge und einige Studentenarbeiten referiert.

Im fünften Abschnitt behandelt Blomert die „Theorie der Refeudalisierung“ eines der Professoren des Instituts, Carl Brinkmann. Daran anschließend findet sich ein Kapitel, das sich mit dem „Rockefeller Programm 1929-1935“ beschäftigt. Leider erfährt man dort nicht wirklich, warum und wofür die Rockefeller Foundation Mittel in beträchtlicher Höhe bereitstellte. Das Zitat aus den Akten der Foundation auf Seite 108 ist irreführend: *Am 19. November 1928 genehmigte die Rockefeller Foundation dem InSoSta eine Summe von 60 000,- RM („or so much thereof as may be necessary“) für ein Fünfjahresprogramm „Zum wirtschaftlichen Schicksal Europas“, beginnend mit dem 1. Jänner 1929, endend am 31. Dezember 1933.* Die in Klammer hinzugefügte Wendung verspricht keineswegs unbeschränkte Mittel, sondern sollte Förderungsempfänger von nachteiligen Wechselkurschwankungen bewahren! Auch sonst missverstand Blomert Hinweise in den Akten. Keineswegs hatte beispielsweise der Sekretär des deutschen Stipendenauswahlkomitees die Macht, auf die Vergabe von langfristigen Forschungsmitteln Einfluss zu nehmen. Eine genauere Auswertung der Akten der Stiftung hätte klar gemacht, dass die Stiftung mit jenen Heidelbergern, denen Blomert so viel Aufmerksamkeit schenkt, bald recht unzufrieden waren. Im internationalen Maßstab waren

nur die unter Leitung Lederers stehenden Projekte, zu deren Qualität dessen damaliger Assistent Jakob Marschak wesentlich beitrug, bemerkenswert. Hier wie praktisch überall sonst hätte der Studie eine vergleichende Betrachtungsweise genutzt. Sie hätte beispielsweise zeigen können, dass die Ausdifferenzierung der sozialwissenschaftlichen Disziplinen, der Blomert reserviert gegenübersteht, aus vielerlei Gründen ein unaufhaltbarer Vorgang war, der zeitgleich in allen Ländern stattfand. Jene, die sich dagegen am längsten wehrten, fielen gegenüber ihren Konkurrenten zurück, und ihr Status bei der für die Forschungsförderung so zentralen Rockefeller Foundation sank.

Die beiden folgenden Kapitel behandeln weitere Heidelberger Spezialitäten, die dortige Debatte über die *Konservierung der überkommenen Staatswissenschaften* und eine Adam Müller-Debatte.

Erst die zweite Hälfte des Buches zeigt einige bemerkenswerte Teile, die zu lesen demjenigen Freude machen wird, der sich für diese Themen interessiert. Einer Darstellung des kultursoziologischen Ansatzes von Alfred Weber folgt ein Mannheim-Kapitel, das allerdings kaum Neues enthält, und danach das wohl bemerkenswerteste Kapitel „Von der Philosophie zur Soziologie: Norbert Elias in Heidelberg“. Für jene, die einer detaillierten Rekonstruktion und Interpretation eines achtseitigen maschinschriftlichen, von Blomert entdeckten (und im Anhang abgedruckten) Elaborats Elias über die „Entstehung der modernen Naturwissenschaften“ weniger abgewinnen können, wird das allerdings eine ermüdende, sich über 50 Seiten hinziehende Lektüre.

Ähnliches gilt für das vorletzte Kapitel „Politik am Institut“, das en détail die in der Literatur gut dokumentierten Kontroversen um Emil Julius Gumbel, Arnold Bergstraesser und andere rekapituliert.

Am Ende versucht Blomert ein Resümee, das all jenen zur Lektüre empfohlen sei, die einen raschen Überblick gewinnen wollen. Auch darin findet sich der hinfällige, aber neuerdings in Deutschland beliebte Versuch der Verteidigung einer umfassenden Perspektive in der Nachfolge der Staatswissenschaften. Der Versuch zu erklären, warum dieses Bemühen überall scheiterte, findet sich nicht. Nostalgie statt Erklärung passt aber auch ganz gut zur deutschen historistischen Verklärung einer vermeintlich großen Vergangenheit.

Blomerts Buch, offenkundig eine Habilschrift, ist mühsam zu lesen. Langatmig, holprig und ohne These breitet er vor dem Leser aus, was er alles gefunden hat. Relevanz und Auswahl gehören nicht zu seinem Forschungsinventar, und der Hanser Verlag zählt offenbar auch bereits zu jenen

Verlagshäusern, in denen der Beruf des Lektors wegrationalisiert wurde.

Christian Fleck
(New York)

Mike Forrest Keen: Stalking the Sociological Imagination: J. Edgar Hoover's FBI Surveillance of American Sociology. Westport, Conn.: Greenwood Press 1999 (= Contributions in Sociology. 126.), x, 235 Seiten. \$65,00,- / £47,95,- / DM 140,97,-. ISBN 0-313-29813-0.

In den USA räumt das Freedom of Information Act jedermann das Recht ein, von Bundesbehörden Auskünfte über was immer ihn oder sie interessiert zu verlangen; die Behörden dürfen jene Teile der Dokumente unkenntlich machen, die es erlauben würden, andere Personen zu identifizieren, oder die im nationalen (Verteidigungs-)Interesse dem Blick Neugieriger vorzuenthalten sind. Kein Wunder also, dass beim FBI Anfragen zu Albert Einstein, Marilyn Monroe und John Lennon, um nur einige zu nennen, eintrafen. Es überrascht daher auch nicht, dass ein Soziologe auf die Idee kam, Akteneinsicht über verstorbene Kollegen zu verlangen (Aufzeichnungen über Lebende sind nur diesen selbst zugänglich).

In elf Abschnitten berichtet Keen, was das FBI ihm im Laufe der Jahre an Dokumentenkopien aushändigte. Über den Text verstreut findet man einige Reproduktionen. Nimmt man diese als eine repräsentative Stichprobe, muss man konzedieren, dass nicht mehr als vielleicht 15 Prozent geschwärzt wurde. Enthalten die lesbaren Teile Bemerkenswertes? Die kognitive Seite der Geschichte der Soziologie muss – soviel steht fest – nicht neu geschrieben werden. Das einzige, was oberhalb der individuellen Biografien festgestellt werden kann, ist, dass viele Soziologen während der McCarthy-Ära sich dem Konformitätsdruck beugten, aber das wusste man auch schon aus den sozialforscherischen Studien von Marie Jahoda, David Riesman und Paul F. Lazarsfeld.

Das Buch bietet einige politische Details aus dem Leben von rund einem Dutzend amerikanischer Soziologen, von denen allerdings einige in Europa höchstens dem Namen nach bekannt sind. Dass unter der Führung Edgar Hoovers das FBI das Hauptquartier des rabiaten Antikommunismus war, ist hinlänglich bekannt. Was man aus den hier wiedergegebenen Dokumenten lernen kann, ist, dass – auch das ist allerdings nicht wirklich überraschend – Hoover und seine Mitarbeiter auch ziemliche Einfaltspinsel waren. Sie verstanden fast nichts, und wenn sie einmal etwas richtig rapportierten, dann stammte es entweder aus dem gutmütigen Munde eines befragten Verdächtigen oder aus allgemein zugänglichen Quellen. Dass auch die amerikanische Polizei dumm ist,

lohnt das den Aufwand jahrelangen Wartens auf einen Paken Kopien?

Ein Beispiel kann vielleicht helfen, eine Antwort zu geben. W.E.B. Du Bois, in den USA seit einigen Jahren zum Ahnherm einer afro-amerikanischen Soziologie erhoben, war in vielerlei politische Aktivitäten involviert, vor allem natürlich in solche der Bürgerrechtsbewegung. Relativ spät in seinem Leben ging er auch eine Liaison mit kommunistischen oder, wie der zeitgenössische Ausdruck lautete, Frontorganisationen des Weltkommunismus ein. In den 40er- und 50er-Jahren exponierte er sich im Rahmen der ohne jeden Zweifel von Moskau aus dirigierten Weltfriedensbewegung und wurde deswegen observiert und in seiner Reisefreiheit beschränkt, was ihn letztlich dazu veranlasste, sich in Ghana niederzulassen. Ob Du Bois, der in seinen Jugendtagen den die USA bereisenden Max Weber traf, der ihn zum Mitarbeiter des Archivs für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik gewinnen wollte, die Hinterbühne der Weltfriedensbewegung jemals erkundete, ist weder Keen noch mir bekannt. Keen hätte allerdings meines Dafürhaltens die Aufgabe gehabt, das herauszufinden. Seine Sympathie mit dem observierten und schikanierten Du Bois geht so weit, dass er diesem alles nachsieht und sich auf das Wiedergeben von Fakten beschränkt: Zweistündiges Gespräch mit Nikita S. Chruschtschow in Moskau, Entgegennahme des Lenin-Friedenspreises, Weiterreise in die Volksrepublik China, wo er gar mehrere Stunden mit Mao Ze-dong verbrachte.

Ähnliche Recherche- und Interpretationsabstinenz findet sich in allen Teilen des Buches, was es dem Leser schwer macht dahinterzukommen, wo die Paranoia und Dummheit der Observanten zu falschen Beschuldigungen führte und wo die FBI-Agenten Zutreffendes reportierten. Es scheint, dass das bei Keen beabsichtigt ist: Weil das, was das FBI tat, eine unzulässige Einmischung in die Privatsphäre war, war, was immer die Soziologen taten, anständig. Das ist eine ein wenig flache Geschichtsauffassung.

Von den in Europa besser bekannten Soziologen findet man Ernest W. Burgess (der während des Zweiten Weltkriegs in einer amerikanisch-russischen Freundschaftsorganisation aktiv war), William F. Ogburn (dessen bekanntes Interesse für sozialen Wandel ihn veranlasste, Russisch zu lernen und die Sowjetunion zu bereisen, offenkundig ohne dabei zum fellow traveler zu werden), Herbert Blumer (der offenbar öffentlich für das republikanische Spanien eingetreten war), das als links verschriene Ehepaar Robert S. und Helen M. Lynd, den menschwissenschaftlichen Exilanten Pitirim A. Sorokin (dem vorzuwerfen, er habe eine Sympathie für den Bolschewismus gehabt, die ganze Lächerlichkeit der hysterischen Antikommunisten demonstriert), Talcott Parsons (der im Verdacht

stand, der Leiter einer notabene klandestinen kommunistischen Gruppe in Harvard zu sein), Samuel Stouffer (dessen Patriotismus anlässlich einer Umfrage während der McCarthy-Ära in Zweifel gezogen wurde, was seinen Zugang zu Forschungseinrichtungen der Armee und Marine zeitweilig einschränkte), natürlich C. Wright Mills (als er sich außenpolitisch exponierte, war der Höhepunkt der antikommunistischen Hysterie der 50er-Jahre schon fast vorüber) und schließlich den Kriminologen Edwin H. Sutherland (dessen soziologische Erklärung dem Chef des FBI nicht zusagte).

Wenn man etwas aus diesem Buch lernen kann, dann ist es dreierlei:

Die hier ausgewählten Soziologen haben sich ein wenig mehr um die Welt außerhalb der Universität gekümmert, als man das vermuten würde.

Die Institutionen der amerikanischen Gesellschaft und die starke zivile Gesellschaft ließen nicht einmal im Zustand höchstgradiger Paranoia ein Überwachungsnetz entstehen, das dicht genug gewesen wäre, um wenigstens dahinter zu kommen, was die Observierten wirklich taten. Dennoch zuckten einige Verdächtige davor zurück, sich weiterhin politisch zu exponieren; allerdings waren das weniger, als man erwarten könnte.

Schließlich, dass jemand, der ein Buch zu diesem Thema schreiben will, mehr tun müsste als dem FBI einen Freedom of Information Act-Brief zu schreiben.

Christian Fleck
(New York)

Dirk Kaesler (Herausgeber): Klassiker der Soziologie. Band 1: Von Auguste Comte bis Norbert Elias. Band 2: Von Talcott Parsons bis Pierre Bourdieu. München: C.H. Beck 1999 (= Beck'sche Reihe. 1288/89.), 360 und 277 Seiten. Je Band DM 28,00,- / ATS 204,00,- / sfr 26,00,-. ISBN 3-406-42088-3 und 3-406-42088-3.

Fast ein Vierteljahrhundert, nachdem Kaesler in der Klassiker-Serie des Beck Verlags zwei Bände über Soziologen herausbrachte, liegen wieder zwei Bände mit diesem Ehrfurcht einflößenden Titel vor. Die ins Auge springenden Unterschiede sind: Die Neuauflage erscheint im Taschenbuchformat und ist erfreulicherweise viel billiger. Auch das inhaltliche „Format“ wurde verändert – die Zahl der Klassiker hat zugenommen, die Seitenzahl, die jedem zuerkannt wurde, wurde hingegen drastisch reduziert; ebenso fehlen in der Neuauflage die umfangreichen Apparate, die die Erstausgabe zu einem Nachschlagewerk gemacht haben (am Ende jedes Beitrags der jetzigen Ausgabe findet man eine sehr knappe Auswahl an Primärliteratur und einige Sekundärwerke, aber es fehlen zum Beispiel bei Erving Goffman die Ersterscheinungsdaten seiner Bücher. Das Publikum,

an das sich diese beiden Bände wenden, sind Studierende, Leser also, denen die klassischen Autoren nahegebracht werden sollen. Den Käufererwartungen ist es wohl auch zuzuschreiben, dass die Untertitel nicht ganz dem Inhalt der beiden Bände entsprechen (Band 1 endet mit Alfred Schütz und Band 2 beginnt mit Paul F. Lazarsfeld – aber das sind offenbar keine Namen, die zum Kauf dieser Bände einladen).

Wer sind nun die Klassiker? Einunddreißig an der Zahl (Marcel Mauss und Maurice Halbwachs sind sozusagen nur halbe, und Hans Freyer, Arnold Gehlen und Helmut Schelsky gar nur zu einem Drittel Klassiker, weil sie gemeinsam behandelt werden, während klassische Autorenduos, wie Karl Marx / Friedrich Engels, Max Horkheimer / Theodor W. Adorno, William I. Thomas / Florian Znaniecki, Robert E. Park / Ernest W. Burgess, Robert S. Lynd / Helen M. Lynd, Hans H. Gerth / C. Wright Mills etc. nicht als solche aufscheinen). Zum Klassiker steigt jemand offenkundig in Anerkennung seines Lebenswerkes auf und nicht wegen seiner bemerkenswerten (Einzel-)Leistungen, was in einem gewissen Gegensatz zu der in der Einleitung zitierten normativen Struktur der Wissenschaften steht, derzufolge die wissenschaftliche Leistung, die ja auch eine singuläre sein kann, zur Anerkennung als Klassiker führen soll. Also nicht klassische, das heißt bahnbrechende Beiträge bestimmen die Aufnahme ins Buch, sondern die ganze Person, deren gelungenes Leben auch dann berichtenswert erscheint, wenn der überdauernde Beitrag des zum Klassiker erhobenen doch nur in einer Leistung besteht, die die Jahre überdauerte – das ist wohl prototypisch bei Ferdinand Tönnies der Fall.

Um ein Lebenswerk schaffen zu können, bedarf es förderlicher Bedingungen jenseits dessen, was ein Einzelner herzustellen vermag, weshalb es naheliegend wäre, diesen Gelegenheitsstrukturen Aufmerksamkeit zu schenken. Das kommt bei einer personenzentrierten Betrachtungsweise allerdings immer zu kurz. Charakteristischerweise sind, mit Ausnahme der drei Ältesten (Auguste Comte, Karl Marx und Herbert Spencer), alle in den Klassikerstatus gelangten die längste Zeit ihres Lebens höchstrangige Universitätsprofessoren gewesen – oder ist es umgekehrt? Haben die klassischen Leistungen die Professur gebracht? Ja und nein. Die älteren Autoren – jene, die vor 1890 geboren wurden – gelangten im statistischen Mittel in eine universitäre Lebenszeitstellung im selben Alter, in dem sie (im Mittel) ihr erstes Hauptwerk veröffentlicht haben, während die Jüngeren erst drei Jahre, nachdem sie ihr erstes Hauptwerk veröffentlicht hatten, Professoren wurden. (Allerdings sind diese Daten mit Vorsicht zu behandeln, weil die Beiträge die entsprechenden Angaben nicht immer liefern, obwohl man doch erwarten könnte, in einem einführenden Text zu er-

fahren, wann X sein erstes Hauptwerk veröffentlichte und wann er eine Stelle auf Lebenszeit erreichte.)

Die ganze Person, die ihr Genie gleichsam als Lebensentwurf gegen alle Widrigkeiten verwirklicht, geistert durch mehr als nur einen Beitrag dieser beiden Bände. Der vom Herausgeber eingeforderte *zeitgenössische soziale und politische Kontext* wird hingegen recht stiefmütterlich behandelt. Über die Familie oder andere soziodemographische Variablen erfährt der Leser kaum etwas. Überhaupt scheinen Autorinnen und Autoren, die sich an die Darstellung eines Klassikers machen, derart von Ehrfurcht gepackt zu sein, dass sie das Handwerkszeug soziologischer Analyse mehr als ein Mal zugunsten der Hagiographie beiseite gelegt haben. Es mag seine Berechtigung haben, dass nur Männer in den Klassikerstatus gelangten, aber nicht nur die Frau, die von manchen hinter jedem großen Mann vermutet wird, fiel fast durchgängig der Missachtung zum Opfer; auch andere, gerade in der Soziologie und ihrer Geschichtsschreibung häufig zitierte kontextuelle Einflüsse sucht man in den Texten vergeblich. Gab es da nicht die These(n), dass es einen Zusammenhang von Religion und profanen Erfolgen gibt, dass die spezifische Prägung, die jemand in einem jüdischen Milieu erfährt, seiner Art, soziale Zusammenhänge zu analysieren, eine bestimmte Richtung gibt, oder noch holzschnittartiger, aber durchaus mainstream-soziologisch, dass die Klassenlage irgendwie mit den produzierbaren Gedanken in Verbindung gebracht werden könnte?

Fast jeder zweite Klassiker weist beispielsweise einen jüdischen Hintergrund auf – diese vage Formulierung ist angebracht, weil Genaueres eben nicht berichtet wird –, von einem Viertel wird berichtet oder kann man vermuten, dass sie irgendeiner protestantischen Religionsgemeinschaft wenigstens in Jugendjahren angehörten. Bloß bei zwei Klassikern vermerken ihre Interpreten das Vorhandensein eines katholischen Elternhauses. Die meisten Angaben zur Religion konnte ich allerdings nicht den Beiträgen entnehmen.

Was für die Variable Religion gilt, trifft leider auch auf alle anderen Standardvariablen zu, mit denen wir Soziologen doch sonst so gern das konkrete Verhalten unserer Populationen erklären. Dass auch ein Klassiker einer Nation angehört, ist nicht weiter bemerkenswert. Dass mehr als die Hälfte im weitesten Sinn aus der deutschen (Kultur-)Nation stammt, ist angesichts dessen, was wir sonst in Geschichten der Soziologie lesen, aber doch ein wenig überraschend. Hat sich seit Spencer in England niemand mehr zu Wort gemeldet, dessen Lebenswerk Beachtung finden sollte? Warum ist die an Talenten so reiche polnische Soziologie außerhalb ihres Landes unbekannt geblieben? Fallen einem nicht sofort wenigstens fünf Amerikaner

ein, deren Werk für die *Entwicklung der Theorie, die Entdeckung von wichtigen Problembereichen oder von neuen Methoden* von größerer Bedeutung sind als die Rolle von – sagen wir – Theodor Geiger, Helmut Schelsky und Niklas Luhmann? Polemisch formuliert könnte man sagen, dass diese beiden Bände deutsche Klassiker und jene Ausländer umfasst, die man doch nicht ignorieren kann.

Natürlich ist die Antwort klar: Es geht um die deutschen Käufer und nicht darum, die Deutschen Kosmopolitismus zu lehren. Solchen Germanozentrismus zu bekritteln ist natürlich billige Polemik. Man kann die Auswahl aber auch als ein Indiz für den Zustand der Disziplin nehmen. Die Soziologie ist – viel stärker als vergleichbare Disziplinen wie Ökonomie und Psychologie – immer noch ein nationalkulturelles Unternehmen, weit davon entfernt, kosmopolitisch zu sein.

Die Soziologie, die die Klassiker-Bände präsentiert, ist eine eigentümliche Wissenschaft, in der die Prämie des Klassikerpodestes jenen zuteil wird, die möglichst generelle und deswegen eben selten empirisch triftige Deutungen unseres Daseins zum Besten gegeben haben. Empirische Gesellschaftsanalyse ist offenkundig zu sehr gegenwartsgebunden, als dass sie jemals die Höhen des Klassizismus erreichen könnte. Die Forschungstechniken und Methoden dieser Disziplin scheinen so rudimentär entwickelt, dass es sich gar nicht auszahlt, dafür jemanden auf dieses Podest zu heben. Schließlich ist die hier präsentierte Soziologie auch hinsichtlich der eifersüchtigen Bewahrung ihrer disziplinären Identität bemerkenswert. Anleihen bei der und Ausflüge in die Philosophie sind akzeptabel, ein bisschen politikwissenschaftliche Liaisons gab es früher noch – Max Weber, Robert Michels, Raymond Aron –, aber heute ist die Welt der Politikanalyse anderen vorbehalten. Die Nationalökonomie hat sich offenkundig seit Max Webers und Vilfredo Paretos Tagen Soziologen nicht mehr in Erinnerung gerufen – und ähnliches ließe sich mit Bezug auf die Psychologie, die Anthropologie, sofern sie nicht eine zutiefst deutsche philosophische Angelegenheit ist, und die Geschichtswissenschaft sagen.

Manche, nach eigenem Bekunden (auch) theoretische Entwicklungen in den Sozialwissenschaften entstanden offenkundig als kollektives Unternehmen. Wie sonst ist es zu erklären, dass der Feminismus noch nicht die Weihen des Klassischen verliehen bekam?

Studienanfänger werden in dem einen oder anderen Artikel dieser beiden Bände Nützliches finden können, diejenigen, die ein Update der alten Bände erwarten, werden hingegen enttäuscht.

Christian Fleck
(New York)